

Gabriele & die Dinge.

Spielen mit der zerbrechlichen Schönheit des Moments.

Als wir noch Kinder waren, da hatten auch die Dinge um uns herum Gesichter, Gefühle, eine Seele. Später sind wir erwachsen geworden, ernst und seriös. Und die Dinge wurden zu kalten Objekten, zu Material ohne Gesicht; seelenloses Zeug, mit dem man hantieren kann und das sich unserem Willen beugt. Man nennt das Entzauberung. Eigenartig genug, dass uns das passieren konnte.

Eine der schönsten Fähigkeiten eines Menschen ist die Gabe, die Dinge um uns herum wieder mit jener Aura zu versehen, in der sie vibrieren, in der ein Lächeln auf der vermeintlich toten Materie liegt. Auch wir leben dann auf, fühlen uns verzaubert und nicht mehr so erdenschwer. Scheinbar tote Gegenstände aufnehmen, sie neu - oder anders - ansehen, ihnen Leben einhauchen, sie durch sie selbst zum Sprechen bringen, ihnen vielleicht ein Augenzwinkern abringen: Wenn ich Gabriele Rérats Objekte (sind es wirklich Objekte und nicht viel eher zum Leben erwachte Wesen?) betrachte, sehe ich dieses unglaublich Kreatürliche sozusagen in flagranti 1; glühend, von Feuer und Dasein durchwirkt. Eigentlich ist das wie ein zweiter, «wirklicher» Schöpfungsakt - den Dingen Geist und Seele einhauchen, als ob eine Fee vorbeigegangen wäre und die nur äusserlich toten Gegenstände aus ihrer Schneewittchenstarre erlöst hätte. Das alles übrigens ist in den Artefakten von Gabriele Rérat gar kein theoretischer, abgehobener Akt. Wer etwa die Assemblage mit Titel La Fée verte von 2006 betrachtet, hat fast ein wenig Mitleid mit jenen armen Seelen, die mit Worten beschreiben müssen, was die Augen und die Sinne doch viel besser empfinden: Eine Fee ist vorbeigegangen, hat ein paar herumliegende Gegenstände aus tendenziell weiblichem Wirkungskreis neu arrondiert; hat eine Puddingform, eine Kristallvase, ein grüngläsernes Gefäss so übereinander gestellt, als ob sie Bremer Stadtmusikanten spielten. Und was wir nun sehen, ist ein neues Gebilde, das ganz selbstbewusst vor uns steht, irgendwie atmet, sich in seiner ziselierten Schönheit präsentiert und uns zum Lächeln bringt, obwohl wir heimlich an seinem ontologischen Status herumrätseln. Lebt es? Ist es etwas? Oder vieles? Lacht es uns ein bisschen aus, weil wir unsere alten Sehgewohnheiten nur mühsam ablegen? Weil wir zu genau hinschauen, definieren, identifizieren, einteilen wollen? Weil eine Fee uns übertölpelt und mit kleinsten Mitteln aus etwas ~ etwas ... jedenfalls etwas ganz Anderes gemacht hat? Und wir meinten doch einmal, alles klar und deutlich erkennen zu können. Hier schwarz, da weiss, clare et distincte, wie der alte Entzauberer Descartes uns seit Hunderten von Jahren vorschwätzt.

Fast schon unheimlich übersinnlich ist die Art und Weise, wie

Gabriele Rérat unsere Seh-Konditionierungen in Burka Blue von 2008 aufs Korn nimmt. Mit intensivstem Blick schauen uns Augenpaare aus kleinen Sehschlitzen an, gleich liefert uns unser detektivisches Erkenntnisvermögen nach, diese Burkaträgerinnen seien eigentlich verfremdete russische Matrioschkas, jene Holz-  
dosen mit weiblichen Formen und aufgemaltem Kopftuch; Objekte, die es in allen Grössen gibt, die ineinander verschachtelbar sind und die uns auf ihre Weise schon immer gesagt haben, dass nichts so beständig wandelbar ist wie ein weibliches Leben. La donna è mobile? Gewiss. Aber das «mobile» meint beweglich, Herr Verdi, und nicht trügerisch, wie es der deutsche Librettist übersetzt hat. Aus den bunten Matrioschkas mit ihren russischen (oder sind es ukrainische?) Trachten blaue Burkaträgerinnen zu machen - dazu braucht es schon viel hintergründigen Witz und ein überaus mobiles und aleatorisches Denken. So viele Assoziationen springen aus diesem hinterlistigen Burka Blue: die Freude am Spiel mit der Verkleidung, der Reiz der kulturellen Transponierung vom slawischen auf den islamischen Raum, selbstverständlich alle füllosofischen Annotationen zur Frage nach dem ewig Weiblichen (meinetwegen von den Vorsokratikern über Kant, Schopenhauer, Judith Butler und anderen Säulenheiligen der spätmodernen Geschlechterverwirrung) - bis hin zu jener seelischen Verschattung, jenem Blues, der aus Augenpaaren spricht, die nur noch über ein kleines Fenster mit der Welt kommunizieren dürfen. Augen und Seelen übrigens, die wohl noch andere Sorgen haben dürften als das Outing ihres aktuellen Genderstatus. Man hat in der Kunstgeschichte viel und mit Aplomb vom Surrealismus geredet, vom Nouveau Réalisme, von Jeannot Tinguely, Niki de Saint Phalle, von Daniel Spoerri und anderen inzwischen Grossen, die zu Namen geworden sind und zu sich verkaufenden «Marken», gerade auch in der Schweiz. Ab wann ist jemand ein Name? Wo wird eine Person zur Persönlichkeit? Wo eine Assemblage zu einem Werk, ein Zufallsprodukt zu einer «Arbeit»? Ist die Fähigkeit, das Leben in den Dingen zu sehen und die Materie nicht als totenstarr zu verstehen, erst dann bedeutsam, wenn sie laut wird und wichtigtuerisch auf sich aufmerksam macht? Ist es der Ehrgeiz, der sich im «Werk» kristallisiert? Gabriele Rérat ist auch als Künstlerin einer modesten und vermeintlich «weiblichen» Daseinsform treu geblieben; einer Phänomenologin gleich, die Eindrücke sammelt, sie kurz festhält, um sie dann mitsamt den Dingen wieder in ihr zerbrechliches Eigenleben zu entlassen. Es liegt auch im Umgang mit den Gegenständen, die Gabriele zum Leben erweckt hat, eine grosse Bescheidenheit, will heissen: ein Sich-Darein-Bescheiden, dass nichts Grosses bleibt, weder ein Werk noch ein Leben. Der Umgang mit der zerbrechlichen Schönheit des Moments, den unsicheren Sekuritäten eines Lebens, das auch nur ein Vorübergehen ist - auch das spricht à voix basse aus Gabriele Rérats Schaffen. Win Win Win von 2008 ist so ein leise starkes Werk; Pokale und Ehrenzeichen, spielerisch

übereinander gestellt: Ach. Tut doch nicht so wichtig. Auch ihr könnt doch nur karge Spuren hinterlassen, kleine Flügelschläge, zufällige Gesten, auch wenn eure Einsicht tief war und euer Bemühen gross.

Ich habe einmal ein Video von fünf tanzenden Kobras (Frau Zumhof, 2004, Kunsthof Zürich) gesehen, wie sie kein indischer Meister eindrücklicher hätte beschwören können. Nur hat diese Schlangenbeschwörung nicht in Delhi und auch nicht in Rajasthan stattgefunden, sondern in einem Zürcher Hinterhof im Kreis 5. Und die Schlangen waren eigentlich - eigentlich - Gartenschläuche, zusammengerollt und kunstvoll mit Wasser in jene Kreistanzbewegung gebracht, die den betörten Zuschauer an seinen eigenen Sinnen zweifeln liess. Gabriele, die souveräne Beschwörerin unserer Sinne, stand überaus bescheiden am Rand des Geschehens, und war doch zugleich oberste Directrice und erste Zauberin. Es war ein Ereignis von hochgradiger Perfektion bei vollkommener Vergänglichkeit. Les passions de l'âme 2 , im besten Sinne.

Mögen sie uns, die grünen Feen, die blauen Burkas und die Schöpferin all dieser objets trans- cendants, lange erhalten bleiben.

1 lat. flagrare = dt. brennen, glühen

2 Das letzte Werk von René Descartes, dem vermeintlichen Vater des neuzeitlichen Rationalismus (1596 - 1650), trägt den Titel «Les passions de l'âme». Es erschien 1649, ein Jahr vor seinem Tod in Stockholm, am Hof der Königin Christina von Schweden. Wer Descartes' «Leidenschaften der Seele» (auch) auf ihre verborgenen Botschaften hin liest, begegnet darin nicht nur einer neuzeitlichen Affektenlehre, sondern vielmehr der ebenso tiefsinnigen wie brisanten Frage, ob die vielgesuchte und von den Philosophen so oft beschworene Vernunft nicht eher zu den Passionen - also zu den Leidenschaften - zählt als zu den Modalitäten des kühlen, maschinenmässigen Urteilens.

Ursula Pia Jauch